Zeitschrift: Bündner Jahrbuch : Zeitschrift für Kunst, Kultur und Geschichte Graubündens

Herausgeber: [s.n.]

Band: 33 (1991)

Artikel: Das Internat

Autor: Fisch, Arnold

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-972061

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 01.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Das Internat

Erinnerungen eines Altschiersers
von Arnold Fisch

Vorbemerkung

Als der auf das 150-Jahr-Jubiläum der Evangelischen Mittelschule Schiers im Sommer 1987 geplante, in der zu diesem Anlass herausgegebenen Festschrift aber nicht mehr untergebrachte Auszug aus dem Lebensbericht eines Altschiersers dem Jahrbuchredaktor in die Hände geriet, reklamierte er den Beitrag sofort für sich. Denn die in diesen Erinnerungen eines Studienfreundes nachgezeichneten Erlebnisse sind – so scheint es ihm – in doppeltem Sinne aktuell geblieben. Einmal, weil sie von einer Internatsschule berichten, wie sie für unser Bündnerland charakteristisch gewesen ist. Zum andern, weil bei allen Wandlungen, die unsere Gegenwart von jener Zwischenkriegszeit unterscheiden, in welcher der Verfasser «sein» Schiers erlebt hat, die Probleme eines seinen Weg suchenden jungen Menschen wohl gar nicht so viel anders gewesen sind als die Anliegen der heutigen Jugend. Damals allerdings haben die harten Erziehungsmethoden in einer spartanischen Hausgemeinschaft wohl anders auf das Leben vorbereitet als dies heute mit allen Erleichterungen materieller und moralischer Natur geschieht. So gesehen, hat es der junge Mensch heute schwerer als es seine Grossväter gehabt haben.

P. M.

Einzug

So schwer sich das leicht lernende, eigentlich kontaktfreudige Büblein in seinen fortgeschrittenen Knabenjahren mit seinem Elternhaus getan hatte und glücklich eigentlich nur mit seinen Büchern war, wich diese Zurückgezogenheit rasch mit seinem Eintritt als Vierzehnjähriger ins Gymnasium. An einem unvergessenen Tag ist der Bub mit seinem Vater weit mit der Bahn in die Berge gefahren, wo in einem stillen Tal eine Bubenschule klösterlichen Zuschnitts einen neuen Jahrgang erwartet hat.

Klein A. – er ist in der Klasse der Kleinste und auch der Jüngste gewesen und ist es während der ganzen Schulzeit geblieben – fühlte sich in der neuen Umgebung von Anfang an geborgen. Eine in der Eisenbahn angesponnene Freundschaft mit einem im gleichen Abteil des Schmalspurbähnleins ebenfalls in väterlicher Obhut demselben Ziel entgegenfahrenden Schicksalsgefährten ist schon ein gutes Vorzeichen gewesen. Wie die Väter, die weil sie das Ergebnis der Aufnahmeprüfung abwarten wollten, beim Übernachten in der einzigen Dorfpension sich näher kamen, haben die Buben spontan ihre Zusammengehörigkeit empfunden. Sie sind in der «Anstalt», wie die spartanische Internatsschule nicht ohne Grund geheissen wurde, im gleichen Schlafsaal untergebracht worden, wo sie Bett an Bett beisammen bleiben durften. Das ist ein ganzes Jahr so geblieben. Auch als sich später andere Schlafsaal- und Budengemeinschaften bildeten, haben die beiden zusammengehalten.

Allerdings war die Annäherung an Fritz nicht ohne Überraschungen für den Buben vom Land. Fritz war ihm als Stadtbube an geistiger Beweglichkeit überlegen. Er ist auch

körperlich nie erreichtes Vorbild geblieben. Untersetzt, kräftig bis dick, war er ein sprühendes Bündel kaum zu bändigender Energie, stets zu «Aktionen» aufgelegt, die ihm schliesslich auch das Genick gebrochen haben, weil er sich über andern angetanes Unrecht so aufregen konnte, dass er vor keiner Frechheit zurückschreckte. Die erste «Mutprobe», die allerdings eher eine Verzweiflungstat war, hat Fritz bereits in der Aufnahmeprüfung abgelegt. Es war die Prüfung in Latein. Wie staunte, ja war das Landbüblein erschreckt, als sein Banknachbar unter dem Pult in einem Zündholzschachtel-kleinen roten Büchlein offenbar Wörter nachschlug, die ihm für die Übersetzung fehlten. Es war für A. eine ganz neue Erfahrung, dass man das tun konnte. Und dass man es trotz der Gefahr tat, erwischt zu werden und damit den Eintritt in die neue Schule zu gefährden.

Fritz wurde nicht erwischt. Beide – der «Spicker» und der Brave – bestanden die Prüfung, in der nicht alle so glücklich waren und, kaum aufgetaucht, wieder verschwanden. Die erfolgreichen Gefährten sind, nachdem sie ihre Väter und Mütter an den kleinen Bahnhof begleitet hatten, vergnügt zum Nachtessen in die Anstalt zurückmarschiert wo sich inzwischen die gleichentags aus den Ferien wieder eingerückten älteren Schüler unüberhörbar bemerkbar machten: Welcher Lärm im grossen Speisesaal, wo um jeden Tisch ein Dutzend Jünglinge hinter ihren Stühlen standen. Kleine, grössere und ganz grosse, die schon wie Männer aussahen. Es wurde deutsch und welsch durcheinandergeredet, womit gleich der die Sprachgrenzen, ja die Landesgrenzen überschreitende Charakter der Internatsschule «ohrenkundig» gemacht wäre . . .

Dann langsam abebbender Lärm und Stille im weiten Raum: Der schwarz gekleidete Mann mit blitzendem Zwicker im roten Gesicht, der raschen Schrittes den Saal betritt, hat mit seinem Erscheinen den Wandel bewirkt. Die Autoritätsperson besteigt das Pültchen hinter dem Lehrertisch in der Saalmitte. Ein Glöcklein klingelt. «Wir beten!» – Nach dem kurzen Gebet, mit dem der himmlische Vater vom «Chef» um Segnung des täglichen Brotes und Beistand auch im neuen Schuljahr ersucht wird, hastiges Stühlerücken und Scharren. Von jedem Tisch stürzen die Fassmannschaften zum Office, wo in grossen Blechschüsseln die einfachen Abendspeisen abgezählt bereitstehen. Die Schüsseln gehen reihum von Platz zu Platz. Jeder schöpft sich seine Portion. Darauf vergnügtes Kauen und Schlürfen an allen Tischen.

Nur am Lehrertisch geht es gesitteter zu. Bei offenbar ernsten Gesprächen, die – wie die von Zeit zu Zeit auf den zunächst stehenden Tisch der Neuen gerichteten Blicke vermuten lassen – den «Rekruten» gelten, glatten Bubengesichtern, die erst noch geprägt werden mussten, ehe sie einzuteilen waren. Die so Beobachteten sind so sehr mit ihrer neuen Umgebung beschäftigt, dass sie die kritische Begutachtung nicht bemerken.

Integration

Nach der zweiten Nacht im Schlafsaal, in dem mit den Neuen nun auch ein älterer Schüler als «Aufseher» das Bett zwischen Tür und Fenster bestiegen hat, der erste Schultag: Früh um sechs schellt im Hof die Glocke. Der damit betraute Frühaufsteher gefällt sich sichtlich darin, mit seinem Gebimmel die 200 Mitbewohner der Schulgemeinde aus dem Schlaf zu schrecken. Nicht genug damit, ist rund um den Hof aus den offenen Fenstern der Ruf der Weckordonnanzen zu hören: «Auf!» Lichter werden angedreht. Die Anstalt beginnt zu leben.

Beflissen schlagen die Neuen die Decken zurück, folgen dem Schlafsaalaufseher in den Waschraum, den sie mit den Bewohnern der andern Schlafsäle auf dem gleichen Boden teilen. Jeder hat hier sein Brünnlein mit den Waschutensilien.

Der von zuhause ein gemächliches Tempo der Waschprozedur Gewohnte muss umlernen. Anziehen im Schrankraum, wo jedem ein verschliessbarer Kasten gehört, der aber von der «Chefesse» – so heisst, wie beiläufig zu erfahren ist, die Frau Direktor – mit einem Passepartout geöffnet werden kann. Wer fertig ist,

Kirche Zillis: Zwei Deckentafeln

wird in den Speisesaal kommandiert, wo wieder ein Gebet das Signal zum Beginn der einfachen Mahlzeit – Milchkaffee und trockenes Brot – gibt. Die Fütterung geht sichtlich stiller über die Bühne als am Vorabend. Schnell zurück in den Schlafsaal, wo die Betten zugedeckt, Kissen, Deckbett glattgestrichen werden. Punkt sieben ist Unterrichtsbeginn im Klassenzimmer.

Die Klasse, die im Lauf der Jahre in ihrer Zusammensetzung noch manche Änderung erfahren sollte, ist durch den Eintritt von einem halben Dutzend neuen auf zwanzig Burschen gebracht worden. Gönnerisch orientieren die Gleichaltrigen vom alten Bestand, die ihre Internatskarriere schon ein oder zwei Jahre früher begonnen und vor dem Eintritt ins Gymnasium nicht zuerst noch die Sekundarschule am Wohnort der Eltern besucht haben, über die Spielregeln. Sie weisen den Neuen die freien Pulte in den Zweierbänken des dunklen Schulzimmers zu, vor dem kleine Fenster den Blick auf einen von alten Bäumen bestandenen Garten freigeben, und schon erscheint der Lateinlehrer zur ersten Stunde. Ein hagerer, hoch aufgerichteter Mann mit strenger Gebärde, dessen unnahbar anmutende Erscheinung mit einem milden Blick durch die scharfen Brillengläser aber menschlich wird. Der Lehrer hat bei Klein A. sofort gewonnenes Spiel, als er den Landbuben, der sich seine Lateinkenntnisse beim Dorfpfarrer angeeignet, für die Übersetzung des ersten Sätzleins ganz nebenbei mit einer Bemerkung bedenkt, die als Lob aufgefasst werden kann.

Das Lob für den «Kleinen» – so die ihm verbliebene Titulierung, mit der ihn der Magister entliess, ehe er zum nächsten Opfer überging –, war voreilig gespendet. Die Anpassung an eine Umgebung, die für Strebsamkeit nichts übrig hatte, führte bald einmal zur Zitierung vor die Schulleitung, die mahnen musste, sich nicht länger mit Minimalleistungen zu begnügen sondern ernstlich zu arbeiten, wenn nicht ein brüsker Abbruch der eben erst begonnenen Karriere riskiert werden wolle. A. wurde am Schluss jenes Quartals ein bedenkliches Zeugnis ausgehändigt. Aus Respekt vor dem Vater liess er sich von einem Kameraden mit ebenso dürftigem Leistungsausweis in die Ferien begleiten. In der stillen Hoffnung, dass sich der Vater von der Parallelität des Ungenügens beeindrucken und seines Sohnes Nachlassen gnädiger passieren lasse. – Doch das ist den Ereignissen vorgegriffen. Das Büblein hat wieder «eingehängt» und das Plansoll einigermassen erfüllt.

Ora et labora

Der erste Schultag ist nach der kurzen Pause, die zu ersten Annäherungsversuchen an die erfahreneren Klassengenossen wahrgenommen worden war, mit einer Französischstunde weitergegangen. Die Welschen hatten vor dem Auftritt des Männleins, das gravitätisch zum Lehrerpult stolzierte, das Zimmer verlassen. Wie es hiess, um den besonderen Deutschkurs zu besuchen, der sie besser befähigen sollte, dem Unterricht in deutscher Sprache zu folgen. – Die Französischstunde ist für den Buben aus einer Landschule in ihrer auf Konversation eingestellten Methode revolutionierend. Erstmals bekommt er die zweite Landessprache als Gebrauchssprache zu hören. Seine Versuche, aufgrund seines mitgebrachten Schulfranzösisch ohne Vorlage Sätze zu bilden, die eine Art Gespräch vorstellen sollten, sind unbeholfen. Er holt sich damit kein Lob.

Wieder Pause und Dislokation in ein anderes Zimmer, wo eine Stunde in Naturkunde angesetzt ist, zu der auch die Welschen sich wieder einfinden. Am Pult steht ein junger Mann mit dunklen, tief in einem bleichen Gesicht liegenden Augen. Die Erscheinung lässt an den Knochenmann im Glaskasten dort in der Ecke denken. Es scheint den Lehrern in dieser Schule nicht besonders gut zu gehen. Jedenfalls weicht der die zweitletzte Vormittagsstunde erteilende Mathematiklehrer, vom asketischen Eindruck, welchen der bis dahin vorbei defilierte «Lehrkörper» erweckte, keineswegs ab. Und es sollte sich denn auch beim allmählichen Eindringen in die Geheimnisse des Hauses erweisen, dass die Lehrkräfte dieser Schule mit materiellen Gütern nicht gesegnet waren.

Sie haben sich gewissermassen um Gotteslohn, auch ohne die heute normierten Pensionen, mit ganzem Einsatz um das Wohl der ihnen anvertrauten jungen Menschen bemüht.

Nur der rundliche Chef, der sich höchstpersönlich zur letzten Stunde einstellt – Religion ist auf dem Stundenplan eingeschrieben –, weicht in seiner äusseren Erscheinung vom mageren Durchschnitt ab. Der Chef gibt eine Einführung in die Gesetze des Zusammenlebens der Internatsgemeinde. Wer sich an die keineswegs kleinlichen aber strikte gehandhabten Vorschriften nicht hält, wird zunächst mit einer Mahnung gewarnt. Beim zweiten Verstoss gegen die Schulordnung wird ein «Ultimatum» verhängt. Und wenn das immer noch nichts nützt, dann heisst es unerbittlich die Koffer packen.

«Beten und arbeiten» – der Spruch steht lateinisch «ora et labora» über der Tür zum Speisesaal – ist das Hausgesetz. Ihm wird ohne Frömmelei nachgelebt, was sich im Normalfall so versteht, dass die Schulleitung die Fürbitte leistet und die Schüler sich um Fleiss und Rechttun zu bemühen haben. Kaum einer ist «fromm» geworden. Aber wer bleiben wollte, der hat sich in eine Ordnung gefügt, die auf gegenseitigem Vertrauen und Pflichterfüllung basierte . . .

Es ist Mittag: Auf das Glockenzeichen marschieren die Schüler wieder zu Tisch. Dasselbe Bild wie am Abend vorher, aber etwas gedämpfter. Die jungen Leute sind mit dem Kauen der harten Fleischstücke beschäftigt, für die der Dorfmetzger verantwortlich zeichnet. Sparsamkeit ist ein drittes, streng befolgtes Gebot der Hausordnung. So stammen die Kartoffeln und das Gemüse aus dem eigenen Garten. Den werde man bald genug kennen lernen, kursiert die mit gespielter Betroffenheit in Umlauf gesetzte Verheissung. Denn es würden kleinere Verstösse gegen die Hausordnung – ungeputzte Schuhe, Rauchen zur Unzeit und vor dem erlaubten Alter, zu spätes Erscheinen zum Frühstück und dergleichen mehr – von der durch die Schüler der obersten Klasse eingesetzten «Selbstregierung» mit Gartenarbeit bestraft. Es gebe Spezialisten, die praktisch ihre ganze Freizeit so ausgebucht hätten.

Nach dem Essen ein erster Spaziergang im abgesteckten Ausgangsrayon, der am Anstaltsgarten vorbei über den Sportplatz bis zum buschumstandenen, das Areal talabwärts abgrenzenden Bach reicht. Auch das Dorf – ein Bauerndorf mit Ställen und Tierspuren auf den Strassen – ist über Mittag, aber nicht mehr nach dem Nachtessen, erlaubt. Man konnte dort zur Aufbesserung des Menus aus dem wöchentlich zugeteilten Taschengeld im Bäckerladen Crèmeschnitten oder Schokoladestengel kaufen. Wirtschaftsbesuch ist streng verboten.

Am Nachmittag die erste Turnstunde. Für Klein A. ein Greuel, dem aber unter den strengen Augen des eisernen Drillmeisters nicht zu entrinnen ist. Nachher ist Gelegenheit geboten, sich im Anstaltsladen mit dem nötigen Schulmaterial einzudecken. Der Betrag wird auf die Monatsrechnung gesetzt. Dann Vieruhrtee in grossen Kacheln mit einem Stück Brot. Anschliessend Arbeitszeit im Klassenzimmer, für die Aufgaben. Um dafür die nötige Ruhe herzustellen, nimmt am Lehrerpult ein älterer Schüler als Aufsichtsperson Platz. Nachtessen – geschwellte Kartoffeln mit Käse und Milchkaffee – und Andacht in der Aula. Zu Beginn wird, von einem Schüler auf der Hausorgel begleitet, ein Kirchenlied gesungen. Der Chef spricht ein paar Worte zur Tageslosung. Gebet und nochmals ein Lied. Endlich stürmischer Aufbruch in die Wohnräume. Was für die Kleinen Rückkehr ins Klassenzimmer heisst, während sich die Grossen auf ihre Buden verziehen. Etwas Lesen, eine Partie Schach und verhaltene Gespräche in kleinen Gruppen. Um neun heisst es für die Kleinen Lichterlöschen. Letzte Gespräche von Bett zu Bett. Aus dem gegenüberliegenden Wohnbau der Grossen werfen die Budenlampen ihren Schein in den dunklen Hof. Bis auch sie, eine um die andere, erlöschen und der Bub seinen Schlaf findet.

Unterschiedliche Leute

A. hat es in der Anstalt gefallen. Die Gemeinschaft der ungleichen «Typen» war faszinierend. Da war Theo, der Schüchterne in der hin-

tersten Bank beim Fenster, der in jeder Pause still hinter dem aufgeklappten Deckel in seinem Pultkästchen pützelt und traurig das an der Innenseite angeheftete Bild seines Elternhauses anschaut. Unter dessen Tür stehen ein ernster Mann und eine Frau, als ob sie jemand erwarteten. Sie haben nicht lange warten müssen. Theo ist nach dem ersten Schuljahreswechsel nicht mehr im Internat erschienen. Wegen ungenügender Leistungen, wie es hiess. Man hat nichts mehr von ihm gehört.

Oder die Zwillinge Harry und Willy, die wie Hund und Katze zueinander sind und während der Aufgabenstunde vor dem Nachtessen, ja selbst bei Arbeiten in Anwesenheit eines Lehrers, sich mit den Ellbogen stossen und unversehens aufeinander losschlagen. Doch der Klasse gegenüber geben sie sich als Einheit, lassen keinen näher kommen. Auch sie bleiben nicht lange. Verbissene Burschen, die sie waren, sollen sie eine Sekte gegründet haben, in der sie sich in die Rollen des Predigers und des kaufmännischen Leiters geteilt haben. Eine vielversprechend fromme Gemeinschaft!

Von den früher Eingetretenen hat nur einer bis zur Maturität durchgehalten. Ein Bauernsohn, der jeden Tag von dem Weiler weit ob dem Dorf heruntergestiegen kommt und nach dem Unterricht ebenso unauffällig wieder verschwindet. Er ist mit Abstand der Ausdauernste gewesen: Petsch ist nach den Studienjahren in der Stadt als Sprachlehrer in die alte Schule zurückgekehrt.

Den grossen Wechsel hat es nach dem dritten Mittelschuljahr gegeben, das für A. und die mit ihm eingetretenen Kameraden das erste in der Anstalt war. Und noch einmal ein Jahr darauf: Als die Absolventen der ländlichen Sekundarschulen und der städtischen Bezirksschulen in die höhere Schule übertraten. Insgesamt sind es ein Dutzend Neue gewesen. Von ihnen haben dann auch fast alle später den Abschluss gemacht. Ausgenommen der kleine Hermann, ein richtiges Saubüblein, das wegen seines schlechten Betragens fortgeschickt wurde. Und eben Fritz, weil er kurz vor den Schlussprüfungen eine Kalberei machte. So wie Max und Erwin vom «Altbestand», wobei sich der Aufschneider Max als Journalist doch noch durchgebissen hat, während der Spinner Erwin nach der Einheirat in ein Zigarrenlädeli der Universitätsstadt, in der seine alten Freunde jeweilen für eine Plauderstunde ankehrten, harmlos versimpelte.

Der Stock der Beständigen, die bis zur Schlussprüfung beisammen blieben, ist zu einer verschworenen Gemeinschaft geworden. Die Klasse hat sich gegenüber den andern Klassen abgesondert und auch die Lehrerschaft hatte gegen sie einen schweren Stand. In dieser kleinen Eidgenossenschaft, die sich aus zwei Dritteln Deutschschweizern und einem Drittel Welschen zusammensetzte, zeichnete sich im Lauf der Jahre manch eigenwilliger Lebensweg ab. So ist von den «Griechen», die so etwas wie eine geistige Elite vorstellten und aus denen es vornehmlich Pfärrer und Ärzte gab, der Hugo – weil ihn als Asthmatiker das Land der Pharaonen lockte – Ägyptologe geworden; er ist auch sonst immer der Gescheiteste gewesen. Die «Engländer», spätere Zahnärzte und Juristen, haben sich eher am untern Rand der Leistungen bewegt. Zu ihnen gehörte auch A., ohne dass er darunter gelitten hätte. Wogegen es schwerer zu «verwerchen» war, dass er auf dem Sportplatz mit dem Klassendurchschnitt nicht Schritt halten konnte und weder je zur Fussballmannschaft noch zur Mannschaft gehörte, die sich im Winter mit andern Klassen in «Hockey-Mätschen» mass. Der Brillenträger beneidete still die körperlich gewandteren Kameraden, aber er hat keine Anstrengung unternommen, es ihnen gleichzutun . . .

Für A. gab es tröstlicherweise andere Gelegenheiten, sich auszuzeichnen: In den Deutschstunden, wo er die besten Aufsätze ablieferte, und bei der gemeinsamen Lektüre dramatischer Werke zusammen mit «Papa» – so hiess im Schülermund der Deutschlehrer, der ein verhinderter Schauspieler war –, wo er die Hauptrollen sprechen durfte. Überhaupt das Theater: da ist er im Element gewesen. Wenn er in eine andere Rolle schlüpfte, war er ein anderer Mensch. Da konnte er ausleben, was er sonst nicht auszudrücken wagte. Es ist

denn auch kein Schülertheater über die Bühne gegangen, in dem der Kleine nicht gross herausgekommen wäre.

Gemeinschaft als Chance

Für A. ist der frühe Abschied vom Elternhaus und der Eintritt in eine Bubengemeinschaft die grosse Chance gewesen. Er hat sich damit in einem Alter selbständig gemacht, da dies noch ohne Bruch möglich gewesen ist. An einen einzigen Tag vermag er sich nur zu erinnern, an dem er im Internat unglücklich war und Heimweh hatte.

Es ist an einem Sonntag im zweiten Anstaltsjahr gewesen, da er aus Gründen, die ihm nicht mehr präsent sind, mutterseelenallein im neuen Klassenzimmer sass. Alle andern hatten etwas vorgehabt. Es muss ein Feiertag gewesen sein, an dem die Näherwohnenden die Erlaubnis zu einer Fahrt ins Elternhaus einholen konnten. Andere haben vermutlich eine Bergtour gemacht, was ebenfalls mit besonderer Bewilligung des Chefs möglich war. Und wieder andere hatten vielleicht Besuch erhalten. – Jedenfalls A. sitzt verlassen in seiner Schulbank vorne, gleich unter dem Lehrerpult. Durch die Fenster schauen die im Sonnenglanz brütenden Sommerwiesen und die gleich dahinter steil zu den Bergen aufsteigenden Waldhänge. Ohne etwas zu tun, sitzt er, den Kopf in die verschränkten Arme gelegt, und muss sich vordrängende Tränen verdrücken.

Aber das ist eine Ausnahme geblieben. Sonst fühlte er sich, in die lebendige Bubenrepublik fest eingefügt, immer wohlaufgehoben. So schön die Ferienwochen zuhause jedesmal waren – es war gut, dass sie zu Ende gingen, ehe die latenten Konflikte im Elternhaus zum Ausbruch kamen. Wohl ist er, wenn er mit seinem Spankörbchen an der Hand abreiste, immer wieder von dem Gedanken bedrängt gewesen, dass nun wieder ein Quartal mit strenger Arbeit hinter der Klus auf ihn warte. Aber diese Stimmung hielt nie länger vor als bis zum ersten Zugwechsel, bei dem er Kameraden mit demselben Ziel traf. Bis zur Ankunft im Bergtal war aus den vielen Einzelreisenden eine lärmende Bande geworden, die mit Hallo das Dorf stürmte, von den Schulräumen neu Besitz nahm und die Anstalt mit frischem Leben füllte.

Im Laufe der Jahre, die unmerklich aus den ungebärdigen Füllen erwachsene Menschen machten, hat man gemeinsam gelernt, sich den Gegebenheiten anzupassen. Nicht nur einiges Schulwissen ist gesammelt worden. Wichtiger sind die Erfahrungen gewesen, die in der steten Auseinandersetzung mit gleichaltrigen Weggefährten gemacht wurden. Zuerst in scheuer Bewunderung des Beispiels, das die einem unerreichbar vorkommenden Schüler der obersten Klassen waren. Später ist man selber ein «Grosser», mit der Verantwortung der Schülerregierung Betrauter gewesen. Stufe um Stufe ist man hinaufgestiegen. Äusserlich ist das im Aufstieg aus den Schlafsälen und Klassenzimmern in die Buden auf den obern Stockwerken des Schülerhauses zum Ausdruck gekommen. In einer Umgebung, die nach Veranlagung und Vermögen hier phantasievoll romantisch, dort sachlich nüchtern gestaltet war, hat man gearbeitet und diskutiert. Über Gott und die Welt.

Es ist schon damals, nicht erst heute, eine unruhige Zeit gewesen. Die Jugend der Zwischenkriegsjahre hat nicht minder Probleme gehabt als die «bewegte» Jugend von heute. Vielleicht ist die Verwirrung, die immer und zu jeder Zeit den Gang der Ereignisse kennzeichnet, weniger offenkundig geworden. Die Kommunikationsinstrumentarien, die heute jeden Misston in die Welt hinausschreien, sind noch weniger entwickelt gewesen. In der Anstalt gab es zum Beispiel nicht einen einzigen Radioempfänger, und das Fernsehen war noch gar nicht erfunden. Eine Zeitung hielt sich in jenen Jahren nur *ein* Schüler – ein Seminarist der siebten Klasse –, der, weil es eine Arbeiterzeitung war, als «Sozi» verschrien war.

Aber es war nicht so, dass man von Politik nichts gewusst hätte. In der Talschaft machte gerade eine neue Partei von sich reden. Auch ein Lehrer bekannte sich zu ihr. In seinen Stunden ist oft mehr darüber als über Chemie gesprochen worden, die eigentlich gelehrt und gelernt werden sollte. Wenn die Schwäche die-

ses in seiner Mitteilsamkeit übersprudelnden «Töffs» von den Burschen in aller Unverschämtheit ausgenützt wurde, ohne dass die von ihm propagierten antimilitaristischen und abstinenzlerischen Ideen in seiner Zuhörerschaft Spuren hinterlassen hätten, haben andere Lehrer mit ihrer starken Persönlichkeit bleibenden Eindruck gemacht: Der «Jakob», wie der strenge Lateinlehrer phantasielos nach seinem Vornamen benannt wurde, und der «Pantli» – so der nie richtig erklärte Übername des Englischlehrers, der nach Auftreten und vornehmen Gehaben eine aristokratische Erscheinung war – brauchten keine langen Erläuterungen abzugeben. Man wusste, dass sie einen protestantischen Konservatismus vertraten. Und weil sie das lebten, was sie in kurzen Zwischenbemerkungen als ihre Philosophie erkennen liessen, ist man meist ebenfalls ihrer Meinung gewesen.

A. und seine Freunde – die Klasse ist im Lauf der Jahre wirklich zu einer Freundesgruppe verschmolzen, die sich über ungleiche «Wellenlängen» im gleichen Grundakkord fand – haben daraus besonderen Nutzen gezogen, dass sie in der entscheidenden Lebensphase, kaum berührt von oberflächlichen Ablenkungen, im vertrauten Kreis Gleichgesinnter ihren Weg gehen konnten. Die Schule übte trotz der christlichen Markierung keinen beengenden Zwang aus. Ein jeder übernahm aus dem «Angebot» nur das und soviel als ihm zuträglich schien. Aber eben: er bekam so unmerklich eine Weltanschauung mit auf den Weg. Sie und die Praxis der gegenseitigen Rücksichtnahme, auf die sich diese Burschen eingeschliffen haben, sind für das spätere Leben, wie sich erweisen sollte, entscheidend geworden.

Reif? – Entlassung aus der Geborgenheit

Die Jahre der Geborgenheit in einer vertrauten Umgebung sind an A's. 19. Geburtstag zu Ende gegangen. Dieser ist mit der sogenannten Reifeprüfung zusammengefallen. A. erinnert sich der Hochs und Tiefs jener Tage in unverblasster Frische.

So sieht er noch die Klasse im Hof beisammen stehen, während im Lehrerzimmer die auswärtigen Experten mit den prüfenden Lehrern die Qualifikationen besprachen. Mit dem Grossteil der Prüflinge wusste er sich sicher und konnte dem Resultat mit Ruhe entgegenblicken. Aber das galt nicht für alle. Besonders der Armin, der Fernand, der Gusti und das Tanti schienen gefährdet, waren sie doch schon mit dünnen Vornoten in die Examen gestiegen und hatten auch in den mündlichen Prüfungen entsprechend unsicher gewirkt. Selbst leichte Fragen waren von ihnen nur zögernd beantwortet worden. Ob sie in den vorangegangenen schriftlichen Arbeiten besser abgeschnitten hatten?

Fernand, der als Sohn begüterter Eltern nach den in einem Schloss im Waadtland verbrachten Ferien mit seinen Erlebnissen so gross hatte tun können, war bleich. Das gut geschnittene Gesicht, das schon so männlich wirkte und von den jungenhaften, kaum beschriebenen Zügen des sich hässlich und unreif vorkommenden A. so sehr abstach, dass man die beiden nicht derselben Altersstufe zugerechnet hätte, scheint zusammengefallen. Er brennt eine Zigarette um die andere an und zittert dabei so, dass die Glut abbricht. Er konnte einem leid tun, tat den Freunden auch leid und wurde von allen Seiten zu trösten versucht.

Anders Armin: Diese Athletengestalt, die den Sportplatz dominiert hat, dieser stiernakkige Berner, dem im Fussballspiel die Angreifer zwei Schritte vom Leib blieben, wenn er im Torraum aufräumte, er steht an eine Säule gelehnt und lässt den Kopf hängen. Er, der in einem merkwürdigen Widerspruch zu seiner äussern Erscheinung poetische Ambitionen hatte und in guten Stunden seitenlang Verse zu rezitieren wusste, hat sich offenbar damit abgefunden, auf das geplante Literaturstudium verzichten und sich in eine Bürolistenlaufbahn vergraben zu müssen, wie es ihm sein Vater für diesen Fall angedroht hat. Resigniert schüttelt er den Kopf, als ihm der kleine A. auf die breite Schulter klopft.

Und das Tanti? – Der Zürcher Industriellensohn, der schon einen eigenen Wagen besitzt, den er allerdings nicht in die Anstalt mitbrin-

gen durfte, macht seinem Ruf alle Ehre: Gütig lächelnd spricht er, der selber Gefährdete, dem Armin Mut zu. Es sei ja nicht so wichtig, was man später im Leben mache. Die Hauptsache bleibe die Gesundheit. Darum würde er, der körperlich Starke, gewiss seinen Weg machen. Es sehe für ihn Besseres voraus als für sich, der wohl kein langes Leben habe . . .

Seine eigene Unsicherheit lässt sich das Tanti ebensowenig anmerken wie der Gusti. Dieser von allen bewunderte Musiker, der so oft die Freunde mit seinem Klavierspiel unterhielt, wenn er im Übungszimmer unter dem Dach einem scheppernden alten Kasten, auf dem Hintern tänzelnd, Jazzrhythmen entlockte, hat sein gewohntes Lächeln um den Mund. Nur die Augen, die traurig durch die Brillengläser blicken, lassen ahnen, dass sich hinter der vom schwarzen Kraushaar umrahmten Stirn, ernste Gedanken verbergen. Wie sich bald nach Studienantritt zeigen sollte, sind sie viel ernster gewesen, als der lachende Mund glauben machen wollte: Er ist der erste von den anderthalb Dutzend reif erklärten Schulabgängern gewesen, der ganz weggegangen ist. Freiwillig. Keiner hat je erfahren, was ihn bewog, seinem viel beneideten Leben ein Ende zu machen . . .

Die Mitteilung, zu deren Entgegennahme die Klasse sich ein letztes Mal vor Schulleitung und Experten stellen muss, löst zunächst ein Gefühl grosser Erleichterung aus: Alle haben bestanden! So kann gemeinsam gefeiert werden. Wild und übermütig. Nach alter Tradition wurden die zusammengeschnürten Schulbücher und Hefte in einem kleinen Umzug singend durch den Hof, hinauf auf den Hügel hinter den Schulgebäuden getragen. Die «Picolette» tanzend umkreisen die Burschen das hochlodernde Feuer.

Und immer lauter sich austobend, geht es wieder zutal, wo in der für die Schüler bis zu diesem Tag verbotenen Dorfwirtschaft ein Tisch gedeckt ist, das langersehnte Ende eines Lebensabschnitts und den Beginn des unbekannten Neuen zu feiern. – Die ungewohnte Festerei bekommt unterschiedlich. Aber es ist nicht nur der Kater, der bei Tagesanbruch die Sünder bedrückt. Die Standpauke, die der Chef im Speisesaal vom Lesepult donnert, ist es ebensowenig. Vielmehr sind die «maturi» von einem Gefühl der Heimatlosigkeit befallen: Eine grosse Leere macht sich breit, weil nun nach der Geborgenheit langer Jahre in einer festen Gemeinschaft der Auszug in die Fremde wartet, in der ein jeder, allein auf sich gestellt, Unbekanntes wird meistern müssen.

Die Bewährung

A. ist von den Freunden der letzte gewesen, der seinen Koffer gepackt und zum Bahnhof getragen hat. Er begehrte nicht nach Hause, wo auf ihn der gutgemeinte väterliche Wunsch wartete, sich für ein ungeliebtes Studium einzuschreiben. Doch schliesslich, nachdem er sie alle – einen um den andern – zur Bahn begleitet, ist es auch ihm nicht länger erspart geblieben, den Ort, an dem er fünf entscheidende Jahre verbracht, zu verlassen, das letzte Mal die Reise ins Unterland anzutreten, die er sich vorher so viel schöner vorgestellt hatte.

Der durch die Ostertage aufgelockerte Aufenthalt im Elternhaus ist wie vorbestimmt abgelaufen: «Lerne zuerst etwas Rechtes, dann kannst Du immer noch Deine ausgefallene Theaterleidenschaft in ihrer harten Realität ausprobieren.» – Der Vater hat, wie sich hinterher herausstellte, recht gehabt. Zwar ist der Sohn nicht in das Ziel eingelaufen, das sich die Familie als das Gewünschte ausgedacht hatte. Aber die harten Jahre an der Hochschule mit ihren Umwegen sind dennoch keine verlorenen Jahre gewesen. Der schliesslich gefundene Beruf, der weder der «ausstudierte», noch der Wunschberuf war, hat davon mehr profitiert, als es der unglückliche Student je zu hoffen wagte. Besser als es hätte geplant werden können, fügte sich eines zum andern und gab dem Leben die Erfüllung, nach der sich jeder sehnt.

Zugegeben: Am Anfang ist es oft kritisch gewesen. Gerade die Abschirmung von so vielem, was für den lebensgewandteren jungen Menschen damals schon Selbstverständlichkeit war, hat dem aus der Geborgenheit des Internats in die Stadt Versetzten mehr Mühe gemacht als andern, für die zum Beispiel die dem

Internatszögling versagten Mädchenfreundschaften nichts Fremdes waren. Und vor allem das: wer gewohnt gewesen, sich jederzeit offen mit Freunden aussprechen zu können, der ist sich nun in der abweisenden Isolierung der grossen Stadt verloren vorgekommen.

In der trostlosen Öde dieser Studentenbehausungen, wie sie von verwitweten alten Frauen billig vermietet wurden und auch entsprechend möbiliert waren, ist es einem nicht leicht heimisch gewesen: Hohe Bettstatt, aufgeschüttetes Deckbett, Tisch, Stuhl, Kleiderschrank und Waschkommode, auf der verbrauchten Tapete die ewig gleichen Kunstdrucke, fertig! Aus Rücksicht auf die arme Frau wurde nichts geändert. Aber es ist in dieser Umgebung nie die rechte Arbeitslust aufgekommen. Es wurde nur, wenn es nicht anders ging, «daheim» gearbeitet, alles übrige in öffentlichen Arbeitsräumen erledigt. Für die Mahlzeiten ist man am Selbstbedienungsbuffet im Studentenheim angestanden. Aber eben: auch hier war man im Grunde allein. Der Bruch zum Leben in der Schülergemeinschaft war total.

Denn auch zwischen Semesterkollegen ist in jenen Zwischenkriegsjahren eine Distanz gewahrt worden, wie sie der heutigen Studentengeneration, wo alles auf Du und Du miteinander verkehrt, unvorstellbar erscheinen muss. Und das ist dazu gekommen: In den Seminarien war der Neue ein schüchterner Niemand, der es nie gewagt hätte, sich zum Wort zu melden, während andere, die aus den Schulen in der Stadt gekommen waren, sich so gewandt und gescheit zu äussern wussten. Hatte einem auch die Schule weniger mitgegeben als man gemeint hatte?

Das waren die bitteren Enttäuschungen des von einem Tag auf den andern in die Kälte der Stadt ausgesetzten Internatszöglings. Erst mit der Zeit hat sich das eine und das andere gegeben.

Eine wichtige Erfahrung war für ihn die Rekrutenschule, zu der er im zweiten Semester einrücken musste. Wo andere dieses zwangsweise Zusammenleben mit Gleichaltrigen von der frühen Tagwache bis zur Nachtruhe, für die man in einen Schlafsaal gepfercht war, innerlich schwer bewältigt haben, fand der an die «Anstaltszucht» Gewöhnte sich ohne weiteres zurecht. Gewiss, der körperlich Ungewandte hatte auch hier, wo es auf dem Turnplatz so eisern zugegangen ist, seine harten Stunden. Aber wenn es auf die Ausdauer, das Einsteckenkönnen angekommen ist, ist er kein Versager mehr gewesen. Auch die Abfütterung durch die Militärküche, für verwöhnte Jünglinge seinerzeit noch eine eher abenteuerliche Angelegenheit, mit der man sich nur Hungers halber abfand, die ist dem von der Anstaltskost nicht Verwöhnten zuweilen geradezu hervorragend vorgekommen. Da ist er der Lebensschule im Internat erstmals so richtig dankbar gewesen.

Je näher die Bewährung im Existenzkampf rückte, der jenen Krisenjahren schon bei der Stellensuche recht hart sich anlassen mochte, desto deutlicher hat sich die angewöhnte Einordnung in eine auf gegenseitige Rücksichtnahme angelegte «Hausordnung» als hilfreich erwiesen. Das gewissermassen spielerisch Gelernte war ohne weiteres auf Arbeitswelt und das Verhältnis zu einem Staat anwendbar, der damals selber auf seine Widerstandsfähigkeit geprüft worden ist. Der Verzicht auf Freiheiten, die man nie ohne Schranken genossen hatte, ist kein Opfer gewesen, sondern als selbstverständlich empfunden worden. Die Genügsamkeit in materiellen Dingen, beziehungsweise die selbstverständliche Bereitschaft, nicht einfach vom «Andern» – vom Staat – zu erwarten, was selbst getan werden konnte, sie haben geholfen, den Anforderungen eines der Gesamtheit verpflichteten Staatsbürgers mit Anstand gerecht zu werden.

Es hat keiner von der Klasse mit einer aufsehenerregenden Karriere von sich reden gemacht. Aber alle haben im Beruf «ihren Mann gestellt». Und – wie einer bei einer Zusammenkunft der Ehemaligen feststellte – fast allen ist sogar die Ehe geglückt, die für mädchenlos aufgewachsene junge Männer immer noch ein ganz besonderes Geheimnis sein kann . . .